

KEINE ANGST VOR RATIONAL CHOICE

Vom ethischen Wert der
»Wert-Erwartungstheorie«

RUPERT. M. SCHEULE¹

1. Was ist die rc-Theorie?.....	2
1.1 Nutzenmaximierung	2
1.2 »Dicke« und »dünne« Theorie des Rationalen	5
1.3 Methodischer Individualismus	7
1.4 Zwischenfazit	9
2. Rational Choice und Ethik	9
2.1 Rational Choice als Risikomanagement der Verantwortungsethik	9
2.2 Rational Choice und Sozialethik	12
3. Rational Choice und ethische Begründungsfragen.....	14
3.1 Moral als Umweltbedingung der ethisch wünschenswerten Situation	14
3.2 Moralität als Ziel	16
3.3 Moralität als gesolltes Ziel.....	17
3.4 Christen als »Virtuosen des ersten Schrittes«.....	18
3.5. Ein Arbeitsvorschlag für die christliche Sozialethik.....	19
4. Fazit.....	19
Literatur.....	20

¹ Der Beitrag erschien in: Theologie der Gegenwart (ThG), 47. Jg. (2004), Nr. 1, 32-49.

Keine Angst vor Rational Choice

© RUPERT M. SCHEULE

»Akteurzentrierte Soziologie«, »Nutzentheorie«, »Rational Choice«-Theorie, »Werterwartungstheorie« oder SEU-Theorie,¹ - das Paradigma, das in diesem Beitrag auf seine ethisch-theologische Anschlussfähigkeit hin geprüft werden soll, firmiert unter vielen Labels, als »Rational Choice Theory« hat es aber wohl den größten Bekanntheitsgrad. Diese Rational-Choice (rc)-Theorie ist neben der Systemtheorie das derzeit einzige Konzept, das innerhalb der Soziologie so etwas wie einen Hegemonialanspruch erheben kann. Allein deswegen könnte es sich lohnen nachzusehen, ob hier für die Ethik Anregungen zu holen sind. Ich will im Folgenden die rc-Theorie kurz charakterisieren und auf ein paar exemplarische ethische Probleme beziehen, so dass zumindest eines deutlich werden kann: die rc-Theorie hat der Ethik viel Nützliches zu sagen.

1. Was ist die rc-Theorie?

Die rc-Theorie ist nicht darum verlegen, große Ahnherren zu benennen. Thomas Hobbes († 1673) oder Adam Smith († 1790) werden in diesem Zusammenhang gerne bemüht (vgl. Hill 2002, 6), faktisch hat sie sich als Kombination aus Handlungs- und Sozialtheorie in der Soziologie erst seit zwei Jahrzehnten etabliert. James S. Coleman († 1995) legte 1990 die erste kompakte Gesellschaftstheorie auf rc-Basis vor (deutsch: Coleman 1991), und im deutschen Sprachraum tat es ihm der Mannheimer Soziologe Hartmut Esser um die Jahrtausendwende nach (vgl. Esser 1999, 2000a, 2000b, 2000c, 2000d, 2001). Die Grundannahmen der rc-Theorie sind – nicht zuletzt darin liegt ihr Charme – schnell zusammengefasst:

1.1 Nutzenmaximierung

Im Prinzip der Nutzenmaximierung sind bereits die wesentlichen Elemente der rc-Theorie enthalten. Was ist Nutzenmaximierung? »Eine Person maximiert ihren Nutzen, wenn sie aus einer Menge von Handlungsoptionen diejenige auswählt, von der sie annimmt, daß sie der Verwirklichung ihrer Ziele am besten dient« (Green/Shapiro 1999, 24f.). Basis der rc-Theorie ist also die Entscheidungssituation eines Einzelnen.

1 In dieser Reihenfolge sind die »Labels« bibliografisch belegt bei Hill 2003, 6; Opp 1983, 41f; Elster 1986, Esser 1999, 248. Das Kürzel SEU steht für »subjective expected utility« und wird u.a. von Prosch/Abraham 1991, 294 ff gebraucht.

Es geht um Handlungsoptionen bzw. ein Set von Entscheidungsalternativen $\{a_1, a_2, a_3 \dots a_i\}$, das in der rc-Theorie auch »Entscheidungsraum« genannt wird. Ferner geht es um Ziele, auf die hin Entscheidungen getroffen werden. Das heißt, eine Entscheidung a führt zu einem Resultat c , das im besten Fall dem angestrebten Ziel z zu 100% entspricht. Je größer die Näherung, desto größer der Nutzen u der Entscheidung a . Dabei hängt die Zielnähe eines Entscheidungsergebnisses letztlich von zwei Faktoren ab:

- Zum einen sind dies die Umstände, unter denen eine Entscheidung gefällt wird. Durch Brückenhypothesen wird ein Zusammenhang hergestellt zwischen den Entscheidungsalternativen eines Akteurs und den von ihm nicht beeinflussbaren Umweltzuständen. Überlegt beispielsweise der Fahrer eines 1968er Porsche 911, ob er bei Blitzeis zu seinem zehn Kilometer entfernten Stamm-Italiener fahren oder doch lieber zuhause ein Wurstbrot essen soll, so hat er ein Ziel (z : entspannter Abend, gutes Essen), zwei Entscheidungsalternativen (a_1 : ins Auto steigen und zum Italiener fahren; a_2 : ein Wurstbrot am heimischen Küchentisch essen) und seine Brückenhypothese lautet: »Wenn ich a_1 realisiere, habe ich die Chance auf einen netten Abend in meinem Lieblingsrestaurant. Es besteht aber auch eine hohe Wahrscheinlichkeit p_1 , dass ich mein Ziel, ganz entspannt etwas Gutes zu essen, heute nicht erreiche, weil mein Heckantrieb-Nobelfahrzeug spätestens bei der übernächsten Straßensteigung in fünf Kilometer Entfernung kapitulieren wird, ich das Auto abstellen und auf allen Vieren wieder nach Hause kriechen muss, oder gar meinen Porsche, das einzig Glamouröse in meinem Leben, durch einen Unfall verliere. Dann wäre der Abend überhaupt nicht mehr entspannt«. Die rc-Theorie operiert allerdings nicht mit objektiven *Wahrscheinlichkeiten*, sondern mit subjektiven *Erwartungen*. Hat der Porsche-Fahrer eine unüberbietbar hohe Meinung von seinen automobilistischen Fähigkeiten, so muss seine Brückenhypothese anders ausfallen und er wird wegen der Straßenverhältnisse allenfalls mit einer minimalen Fahrzeitverlängerung rechnen.
- Zum andern hängt die Zielnähe ab vom Wert v . Das ist der subjektive Wert, den eine bestimmte Handlungsfolge c für den Entscheider in Bezug auf sein Ziel besitzt. Hält der Porschefahrer eine Pizza oder ein Wurstbrot für das bessere Essen? Welche von beiden Alternativen kommt seinem Wunsch näher? Anders als bei den Erwartungswerten p , die stets zwischen 0 und 1 liegen, sind für v Werte von -1 bis 1 denkbar. v -Ziffern unter 0 heißen Schaden oder negativer Wert. Hat ein Ereignis den Wert $v = -1$, so ist es das blanke Gegenteil dessen, was ich anstrebe. Eine Unterschreitung von -1, des Wertes für das schiere Anti-Ziel, ist nicht sinnvoll.²

2 Die Beschränkung von v auf das Intervall $[-1; 1]$ ist eine Abweichung vom Mainstream der rc-Theorie. Sie sieht üblicherweise nur vor, den erwarteten Entscheidungsergebnissen eine reelle Zahl zuzuordnen, so »daß die natürliche Anordnung der den Aktionen zugeordneten Zahlen der (durch den Entscheidungsträger eingeschätzten) Wertrangfolge der Aktionen entspricht« (Bam-

Entsprechend der subjektiven Eintrittserwartung einer Entscheidungsfolge und deren subjektiv beziffertem Wert in Bezug auf das angestrebte Ziel lässt sich der Nutzen u bestimmen: $u = v \cdot p$. Liegt der Wert u unter 0, spricht man von negativem Nutzen oder Kosten. Für unser Beispiel können wir folgenden einfachen »Ereignisbaum« skizzieren:

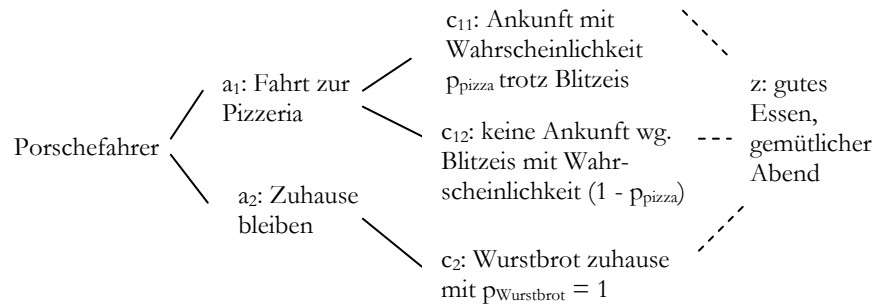


Abb. 1: Entscheidungssituation als Ereignisbaum

Inbezug auf das Ziel des Porschefahrers gut zu essen und einen geselligen Abend zu haben, sei c_{11} subjektiv der beste Resultat, auf der Zielerreichungsskala zwischen 0 und 1 würde es c_{11} den Wert $v_{11} = 0,9$ bekommen. c_{12} würde bedeuten, die nächsten Stunden nichts essen zu können, geschweige denn etwas Gutes. Darüber hinaus könnte ein Fahrversuch bei Blitzeis leicht mit einem Unfall enden. c_{11} ist also der maximale Schaden mit $v_{12} = -1$. Alternative a_2 ist insofern risikofrei, als ihr Ergebnis c_2 mit Sicherheit eintreten wird. Wahrscheinlichkeitserwägungen erübrigen sich.³ Der Porschefahrer empfindet allerdings das Wurstbrot nicht als besonders attraktiv und gibt dieser Alternative deshalb nur den Wert $v_2 = 0,4$. Die Wahrscheinlichkeit p_1

berg/Coenenberg 2002, 33). Die Umstellung von Extremalzielen (z.B.: möglichst billig einkaufen) auf eine anspruchsniveaubezogene Zielsetzung (z.B.: ab einem Preis unter xy Euro ist das Ziel zu 100% erreicht) vergrößert die Realitätsnähe unseres Entscheidungsmodells, zeigen doch Untersuchungen der deskriptiven Entscheidungstheorie, dass derartiges »Satisficing« (vgl. Esser 1999, 317ff) viele Alltagsentscheidungen prägt. Dies muss übrigens noch keinen Knick in der Rationalität der Entscheidung bedeuten (vgl. Wallacher 2003, 770f): Verfolgt der Entscheider das Ziel, eine möglichst unkomplizierte Entscheidungssituation zu definieren, die eine prompte Entscheidung erlaubt, so ist Satisficing eine sehr rationale, »ökonomische« Vorgehensweise (vgl. Esser 1999, 309f).

3 Die Entscheidung für a_2 wäre eine »Entscheidung unter Sicherheit«. Bei solchen Entscheidungen *müssen* keine Wahrscheinlichkeiten veranschlagt werden, weil hier die Folgen sicher eintreten werden. Bei sog. Entscheidungen »unter Unsicherheit« *können* keine Wahrscheinlichkeitsangaben gemacht werden, weil keine verlässlichen Informationen zur Formulierung der Prognose vorliegen. In hochkomplexen Situationen kann dies der Fall sein.

(»Ich komme sicher beim Italiener an«) kann er ehrlicherweise aber nicht mit mehr als 0,6 beziffern. Damit kommen wir zunächst auf folgende Nutzenrechnungen:

$$u_1 = v_{11} \cdot p_1 + v_{12} \cdot (1 - p_1) \qquad u_2 = v_2 \text{ (Wahrscheinlichkeiten entfallen hier, es ist eine »Entscheidung unter Sicherheit«)}$$

Die Basisgleichung der rc lautet also $U = \sum v \cdot p$: Der Nutzen einer Entscheidung ist die Summe des Produkts aus Wert und Eintrittserwartung aller bei dieser Entscheidung möglichen Resultate. Nun verhält es sich allerdings so, dass dem, welcher sich für die *eine* Handlung entscheidet, sicher auch jener Nutzen entgeht, der mit der *Alternativentscheidung* verbunden gewesen wäre. Er muss deshalb den Nutzen der gewählten Alternative um die sog. »Opportunitätskosten« bereinigen, die damit verbunden sind, die anderen Alternativen *nicht* realisiert zu haben. Es gilt die Regel: »Die Opportunitätskosten einer Handlung sind gleich dem Nettonutzen der nächstbesten Alternative« (Opp 1983, 44).⁴ Wir können also präzisieren:

$$\begin{aligned} u_1' &= [v_{11} \cdot p_1 + v_{12} \cdot (1-p_1)] - u_2 & u_2' &= v_2 - u_1 \\ u_1' &= 0,9 \cdot 0,6 - 1,0 \cdot 0,4 - 0,5 & u_2' &= 0,4 - 0,14 \\ u_1' &= -0,36 & u_2' &= 0,26 \end{aligned}$$

Dem Porschefahrer erscheint es also ratsam, unter den gegebenen Bedingungen doch lieber zuhause ein Wurstbrot zu essen als zur Pizzeria zu fahren, obwohl ihm eine Pizza so viel besser schmecken würde.

1.2 »Dicke« und »dünne« Theorie des Rationalen

Was die Ziele im Entscheidungsprozess angeht, so gibt es innerhalb der rc-Theorie zwei Varianten: eine »dicke« Theorie des Rationalen (thick-rational account) und eine »dünne« Theorie des Rationalen (thin-rational account). Die »dünne« Theorie unterstellt lediglich, dass Akteure »die ihnen verfügbaren Mittel effizient zur Verfolgung ihrer Ziele einsetzen« (Green/Shapiro 1999, 29), was immer diese Ziele auch sein mögen. Die »dicke« Theorie des Rationalen macht dagegen materiale Zusatzannahmen über die Art der Ziele. H. Esser beispielsweise unterstellt, dass die Menschen zwei grundlegende Bedürfnisse hätten: »soziale Wertschätzung und physisches Wohlbefinden. Darin sind sie sich *alle* gleich« (Esser 1999, 125). Unterschiede mag es sehr wohl geben bei den »Zwischengütern«, durch welche man soziale Wertschätzung und

4 Die Einbezug der Opportunitätskostenrechnung in den Entscheidungsprozess ist zwar notwendig, aber riskant, wie die Fabel von »Buridans Esel« zeigt, der zwischen zwei gleich großen Heuhaufen verhungert. Die Opportunitätskosten bei der Entscheidung für einen Heuhaufen entsprachen stets exakt dem erzielbaren Nutzen. Der vom Esel errechnete Nettonutzen war also gleich Null. Buridans Esel hätte besser nie etwas gehört von der rc-Theorie.

physisches Wohlbefinden erreichen will. An diesem Punkt nähert sich die »dicke« rc einem Utilitarismus Millscher Provenienz an, demzufolge subjektiv empfundenes Glück universales, letztes und unbedingtes Ziel des Menschen ist.⁵ Der Pferdefuß solcher »Onto-Teleologien« (C. Hübenenthal) ist aber offensichtlich: Sie begeben sich in Abhängigkeit zu Biologie, Psychologie oder Metaphysik oder irgendeiner anderen externen anthropologischen Beglaubigungsmechanik zur Erzeugung von Gewissheiten über die »natürlichen Ziele des Menschen«. Mit theorieeigenen Mitteln sind die gewünschten Wesensaussagen jedenfalls nicht zu gewinnen.

Die »dünne« Theorie des Rationalen lässt sich hingegen mit einer reflexiven Begründungsfigur plausibilisieren (vgl. Coleman 1991, 20f): rc-Theoretiker sind Menschen und Gegenstand ihrer Forschung sind die Handlungen bzw. Entscheidungen⁶ von Menschen. rc-Theorie wird betrieben, um menschliches Handeln verstehend zu erklären.⁷ Sie ist damit eine zielgerichtete Tätigkeit. Für sie gilt aber auch, was für jede Metatheorie gilt: Sie muss in ihrem Gegenstandsbereich vorkommen. Um aber ihren Erklärungsanspruch aufrechtzuerhalten und um im eigenen Gesichtsfeld – gleichsam als Handlung unter Handlungen - auftauchen zu können, muss die rc-Theorie den teleologischen Zuschnitt, der *sie selbst* auszeichnet, auf *alle* anderen Handlungen übertragen und damit einen insgesamt teleologischen Handlungsbegriff pflegen, wobei sie, der dünnen Theorie des Rationalen folgend, die Ziele selbst als Variablen betrachten kann. Die Attraktivität einer »dünnen« Theorie des Rationalen gegenüber der »dicken« ist ihre Sparsamkeit und Voraussetzungsarmut. Und in ihr relativiert sich auch die homo-oeconomicus-Annahme, die häufig mit der rc-Theorie in Verbindung gebracht wird. Wenn man unter dem homo oeconomicus einen fehlerfrei rationalen, an seinem materiellen Vorteil orientierten Egoisten versteht, so ist das, eine »dünne« Theorie des Rationalen vorausgesetzt, lediglich der Spezialfall eines rc-Akteurs. »Fehlerfrei rational« bedeutet, der homo oeconomicus muss nicht das schwierige Geschäft der Wahrscheinlichkeiten betreiben, er entscheidet stets »unter Sicherheit«. Das Ziel »materieller Vorteil« ist ebenso arbiträr wie jedes andere Ziel, dem die »dünne« Theo-

5 So folgt der zeitgenössische Utilitarist Dieter Birnbacher John S. Mills subjektivistisch-hedonistischer Wertlehre, die »allein subjektiven Bewußtseinszuständen Wert zuschreibt und dabei lustgetönte Zustände (im folgenden »Glück« genannt) positiv, unlustgetönte (im folgenden »Leiden« genannt) negativ bewertet« (Birnbacher 1988, 82), so dass Nutzen als die Verwirklichung einer größtmöglichen Differenz von Glück (Lust) und Leiden (Unlust) zu definieren wäre. Birnbacher glaubt im hedonistisch definierten Nutzen ein in nichts Anderes oder »Höheres« überführbares und von seinen Folgen oder Bedingtheiten nicht relativierbares Gut gefunden zu haben, das mithin letztbegründet Verhalten normieren kann und in dieser Eigenschaft auch noch eine faktische Chance auf universale Geltung hat.

6 Wie in der rc üblich, gebrauchen wir »Handeln« und »Entscheiden« synonym.

7 Nach Max Weber bedeutet Verstehen den Nachvollzug einer subjektiven Handlungsmotivation, mit welcher der Vollzug einer objektiven Handlung erklärt werden kann (vgl. Weber 1972, 4). Ein teleologisches Handlungskonzept rekonstruiert also die Handlung nicht futurisch vom telos her, sondern durchaus ursächlich von der der Handlung vorausgehenden subjektiven Zielerfassung.

rie des Rationalen gegenüber anderen möglichen Zielen (Glück der Menschheit, die höhere Ehre Gottes o.ä.) keinen privilegierten Status zuweist (vgl. Esser 1993, 231-239).

1.3 Methodischer Individualismus

Gegen eine große Soziologentradition von Durkheim bis Luhmann, die unterstellt, soziale Tatsachen seien »emergent«, ließen sich also nur wieder durch soziale – und nicht etwa durch psychologische oder biologische – erklären,⁸ behauptet die re-Theorie einen »methodischen Individualismus«. Sie geht von einem wechselseitigen Bedingungs-zusammenhang aus zwischen der Mikroebene des Akteurs und der Makroebene sozialer Strukturen. Ihre Erklärung setzt dabei stets bei der Entscheidungssituation eines Einzelnen an, der unter bestimmten Makrobedingungen handelt und dessen Handeln zusammen mit dem Handeln anderer Einzelner unter bestimmten Aggregationsbedingungen die gesellschaftlichen Makrostrukturen verändert. Und diese können nun wieder die Bedingungen für neuerliche individuelle Entscheidungsprozesse darstellen. Die Makro-Mikro-Makro-Erklärungsschleife lässt sich als sog. »Essersche Badewanne« schematisieren:

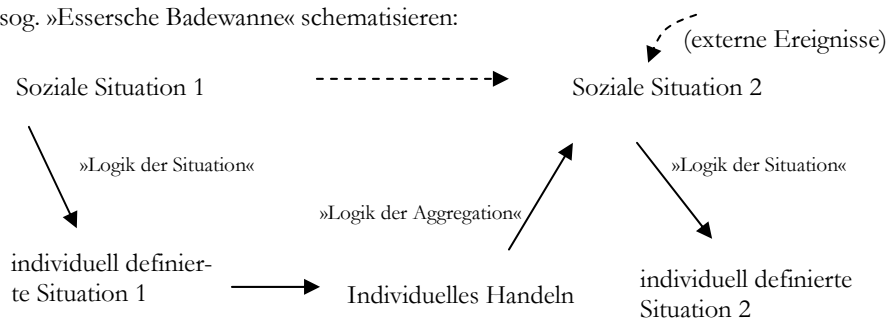


Abb. 2: Die soziologische Erklärung nach H. Esser (»Essersche Badewanne«)

8 Émile Durkheim hatte festgestellt, das »Zeichensystem, dessen ich mich bediene, um meine Gedanken auszudrücken, das Münzsystem, in dem ich meine Schulden zahle, die Kreditpapiere, die ich bei meinen geschäftlichen Beziehungen benütze, die Sitten meines Berufes führen ein von dem Gebrauche, den ich von ihnen mache, unabhängiges Leben« (Durkheim 1988, 105f.). Da »ihr Substrat nicht im Individuum gelegen ist, so verbleibt für sie kein anderes als die Gesellschaft« (ebd. 107). Nach Luhmann treibt allein die Dynamik von (systeminterner) Komplexitätssteigerung zur Bewältigung größerer Komplexität (in der System-Umweltbeziehung) die soziale Evolution voran und führt etwa vom Zustand einer stratifizierten in den Zustand funktionaler Differenzierung. Interessenkalküle von Menschen spielen keinerlei Rolle. Ein handfester, eher theoriertechnischer Vorteil dieser strikten Emergenz-Idee besteht sicher darin, dass eine Verschiebung des Erklärungsschwerpunkts von einer Ebene auf die andere, also von der Ebene gesellschaftlicher Makrostrukturen über die Ebene des Akteurs bis hinein ins Innenleben der Atome, verhindert wird (vgl. Luhmann 2003, 259f.), - allerdings um den Preis, dass eigentlich überhaupt keine genetische Erklärung mehr gegeben werden kann (vgl. (Schimank 1996, 242).

Will man etwa den Zusammenbruch der DDR mit Hilfe der »Esserschen Badewanne« erklären, so müsste man zunächst betrachten, wie der einzelne DDR-Bürger 1989 seine Situation unter den Bedingungen von Struktur 1 (maroder real existierender Sozialismus) definiert. Er konstatiert seine Unzufriedenheit und modelliert vor diesem Hintergrund einen Entscheidungsraum mit zwei Alternativen (»Logik der Situation«): Inaktivität und Resignation (a_1) oder Protest (a_2). Sein Ziel z ist, ganz vage, eine Verbesserung seiner Situation. Die »Logik der Selektion« hat nun Kosten und Nutzen der beiden Entscheidungsalternativen zu prüfen. Sowohl der Nutzen, als auch die Kosten von a_2 sind beträchtlich. Protest kann, so die subjektive Einschätzung des Akteurs, durchaus zum Zusammenbruch des Regimes führen, was er als dramatische Verbesserung seiner Situation empfinden würde. Umgekehrt drohen Protestteilnehmern drakonische Strafen, falls das Regime nicht stürzt. Nach den Unruhen vom 17. Juni 1953, dem Ungarn-Aufstand 1956, dem gewaltsamen Ende des Prager Frühlings und der polnischen Solidarnocz-Bewegung muss der Akteur dem »Kostenfall« der drakonischen Strafen erst einmal eine höhere Wahrscheinlichkeit einräumen als dem »Nutzenfall« des Regimezusammenbruchs. a_2 hingegen könnte einen positiven Nutzenwert haben, denn »bei einem Scheitern der Protestbewegung würden die Staatstreuen mit hoher Wahrscheinlichkeit belohnt werden« (Hill, 2002, 69). Entsprechend der als mager betrachteten Nutzenerwartungen zählte am 4. September 1989 die Leipziger Montagsdemonstration gerade einmal 800 bis 1500 Teilnehmer, die trotz der hohen Kosten den Nutzen des Protests für sich persönlich höher einschätzten. Nun wurde im Lauf des Herbstes 1989 immer klarer, dass die UdSSR nicht gewaltsam zu Gunsten des SED-Regimes intervenieren würde (»externes Ereignis«), was die »Logik der Situation« bei der Definition von Situation 2 in Rechnung stellen muss. Die vorher als nahezu sicher prognostizierten Sanktionsmaßnahmen sind unter diesen Umständen weniger wahrscheinlich, die Kosten von a_1 verringern sich also, - und mehr Menschen entscheiden sich für den Protest. Sie bildeten am 2. Oktober bereits ein Aggregat von 20000 Protestierern, was wiederum die soziale Struktur (»soziale Struktur 3«, nicht mehr in der Grafik zu sehen) verändert und in einer neuerlichen Situationsdefinition des Einzelnen berücksichtigt werden muss. Während der Nutzen von a_1 konstant hoch bleibt, sinken die Kosten dieser Entscheidungsalternative immer weiter, weil der Massenprotest die Repressionstechniken des Regimes zunehmend überfordert. So tritt ein sich kontinuierlich verstärkender Schwellenwerteffekt ein⁹, der am 6. November 1989 schließlich 650000

9 Nach dem Schwellenwert-Modell entscheiden sich Akteure dann für eine Alternative, wenn eine bestimmte Zahl von anderen Akteuren gleich entscheidet. Der Schwellenwert ist bei verschiedenen Akteuren unterschiedlich hoch. Im Prinzip gilt: je größer die Zahl der Akteure, die eine bestimmte Alternative gewählt haben, desto größer die Zahl derer, die sich ihnen anschließen wollen. Prosch/Abraham 1991 favorisieren das Schwellenwertmodell zur Erklärung der Revolution von 1989, Opp schlägt ein hiervon leicht abweichendes »spontanes Kooperationsmodell« (Opp 1991, 314) vor.

Menschen in Leipzig auf die Straße bringt. 72 Stunden später fiel die Mauer, das Regime war am Ende.

1.4 Zwischenfazit

Die rc-Theorie ist im Stande, ein gesellschaftliches Makrophänomen vom Individualverhalten her schlüssig zu erklären. Diese Synopsefähigkeit von sozialen Mikro- und Makrostrukturen unterscheidet sie beispielsweise von der Systemtheorie und gibt der Intuition, dass Akteure eigene soziale Entitäten sind, dass sie unter Makrobedingungen entscheiden, aber diese Makrobedingungen auch beeinflussen können, eine solide begriffliche Basis. Ihre Synopsefähigkeit macht die rc nicht zuletzt für die Ethik attraktiv. Im Folgenden wollen wir die Leistungsfähigkeit von rc-Theoremen innerhalb der Ethik anhand von drei Beispielen illustrieren: einigen Problemen, die die Begriffsdichotomie von Verantwortungs- und Gesinnungsethik bereiten, einem bestimmten metaethischen Problem sozialethischer Aussagen und einigen ethischen Letztbegründungsproblemen, die auch Übergänge zur christlichen Ethik eröffnen.

2. Rational Choice und Ethik

2.1 Rational Choice als Risikomanagement der Verantwortungsethik

Die Unterscheidung von Verantwortungs- und Gesinnungsethik¹⁰ geht bekanntlich auf Max Webers Vortrag »Politik als Beruf« zurück. Weber charakterisiert den »Gesinnungsethiker« folgendermaßen: »Wenn die Folgen einer aus reiner Gesinnung fließenden Handlung üble sind, so gilt ihm [dem Gesinnungsethiker, RMS] nicht der Handelnde, sondern die Welt dafür verantwortlich, die Dummheit der anderen Menschen oder – der Wille Gottes, der sie so schuf. Der Verantwortungsethiker dagegen rechnet mit eben jenen durchschnittlichen Defekten der Menschen [...]. Er wird sagen: diese Folgen werden meinem Tun zugerechnet« (Weber 1992, 71).

Nach den Worten Webers bewertet also auch der Gesinnungsethiker nicht allein seine *Gesinnung* moralisch, sondern seine *Handlung* in Bezug auf die Gesinnung, während der »Verantwortungsethiker« die *Folgen seiner Handlung* in Bezug auf die Gesinnung bewertet. rc-theoretisch betrachtet heißt das zunächst einmal, beide, der Verantwortungs- und der Gesinnungsethiker, haben ein moralisches Ziel (die »Gesinnung«). Auf der intentionalen Ebene schenken sich beide Positionen also nichts. Und wenn man in der Nachfolge Kants allein dem guten Willen vollen Wert in sich selbst zugesteht (vgl. GMS, Werke IV, 19), so schneiden der Verantwortungs- wie der Gesinnungsethiker nicht schlecht ab.

Unter einem rc-Blickwinkel bereitet allerdings der Handlungsbegriff der Gesinnungs- bzw. deontologischen Ethik Probleme, bestimmt die rc Handeln bzw. Ent-

¹⁰ Den Sprachgepflogenheiten des ethischen Mainstreams folgend gebrauchen wir im Folgenden die Begriffe Verantwortungsethik und teleologische Ethik sowie die Begriffe Gesinnungs- und deontologische Ethik synonym.

scheiden ja gerade von der Wirkung her.¹¹ Definiert man aber die Differenz zwischen Verantwortungs (VE)- und Gesinnungsethik (GE) so, dass die eine mit Wahrscheinlichkeiten p rechnet ($u_{VE} = p \cdot v$), die andere nur mit dem moralischen Wert v einer Entscheidungsfolge, egal wie wahrscheinlich sie ist ($u_{GE} = v$), so lassen sich für beide Moralitätstypen rc-theoretisch die geeigneten Anwendungsfälle modellieren.

Als verantwortungsethisch soll uns gelten, dass es moralische Ziele gibt, dass sie einen tugendethischen Zuschnitt haben (»sich will moralisch sein«)¹² und dass Entscheidungen (Handlungen) nach ihren abschätzbaren Wirkungen in Bezug auf die moralischen Ziele zu bewerten sind. Die Differenz zwischen absolut anforderndem bonum und realisierbaren kontingenten bona, auf die sich die Verantwortungsethik theologischer Provenienz beruft (vgl. Böckle, 1977, 307), wird im rc-Design wiedergegeben als Differenz zwischen Zielen und Entscheidungsergebnissen, die den Zielen je nach Umweltbedingungen angenähert werden können. Die voraussehbaren Entscheidungsergebnisse können dabei genauer bestimmt werden hinsichtlich ihrer – subjektiv beurteilten Eintrittswahrscheinlichkeit und ihres – ebenfalls subjektiv beurteilten – Wertes für das moralische Ziel. Dieser deutlich ausgeflaggte Subjektivismus klärt das Missverständnis auf, die verantwortungsethische Gesamtrechnung über eine Entscheidung könne erst aufgemacht werden, wenn die mit der Entscheidung einsetzende Kausalkette abbricht, faktisch also erst am Ende der Zeiten. In der Verantwortungsethik geht es – darin wäre auch M. Weber zu präzisieren – nicht um die *tatsächlichen* Folgen einer Entscheidung, die in unzähligen Mikro-Makro-Schleifen aggregiert als Umweltbedingung immer bis zum Ende der Geschichte in Entscheidungen eingehen werden bis zum Ende der Geschichte. Dieser Prozess entzieht sich jeder individuellen Steuerung und ist dem einzelnen Entscheider deshalb auch nicht anrechenbar. Es geht um die sub-

11 Diese ist freilich keine rc-spezifische Problemanzeige. Auch R. Spaemann hält es für unmöglich, Handlungen unabhängig von ihren Folgen zu erfassen und zu bewerten, weil »Handeln darin besteht, eine Wirkung hervorzubringen« (Spaemann 1991, 123). Ähnlich definiert E. Herms Entscheidung: »Entscheidung bezeichnet diejenige Selektion eines Möglichen aus einem Inbegriff von Möglichem, durch welche das gewählte Mögliche zur Wirkung gelangt« (Herms 1982, 690). Herms und Spaemann sind allerdings gänzlich unverdächtig, der rc nahezustehen, - was darauf hindeutet, dass ein strikt deontologischer Ethikansatz auch jenseits der rc handlungstheoretische Schwierigkeiten bereitet.

12 Nach W. Frankena zeichnen sich teleologische Ethiken dadurch aus, dass sie gerade nicht moralische, sondern außermoralische Ziele setzen, so etwa Glück und Lust im Utilitarismus oder die *visio beatifica* Gottes in der neuscholastischen Ethik (vgl. Frankena 1972, 32). Weshalb es moralisch sein soll, einen bestimmten außermoralischen Wert anzustreben, bleibt freilich offen bzw. muss mit essenzialistischen Zusatzannahmen gestützt werden. Aber auch die tugendethische Füllung des Zielsystems, die wir hier vornehmen, ist nicht unproblematisch. Sie steht im Verdacht der Zirkularität: eine Handlungsfolge ist moralisch gut, weil sie der angezielten Moralität entspricht. Das ist keine Begründung, sondern ein analytisches Urteil á la »Das Pferd ist weiß, weil es ein Schimmel ist«. Das bedeutet allerdings nur, dass eine Letztbegründungsanstrengung für »Moralität« erst noch unternommen werden muss. Dazu vgl. weiter unten Abschn. 3.3.

jektiv *ermarteten* absehbaren Folgen einer Entscheidung, wobei dies u.U. gar nicht beabsichtigte, aber vorauszuhende Aggregationsfolgen durchaus einschließt. Ohne diese Subjektivierung und »Verinnerlichung« würde das verantwortungsethische Konzept keinen Sinn machen und sich wegen Überlastung erübrigen.

Mit dieser Präzisierung hat sich auch der Einwand erledigt, die Verantwortungsethik sei beliebig, weil sie ethische Entscheidungen mit ihren Folgen rechtfertige, wenn diese dann aber *nicht* einträten, behauptete, die Entscheidung sei trotzdem richtig gewesen, denn dafür, dass es doch anders als prognostiziert gekommen sei, könne niemand etwas.¹³ Zunächst, so der Vorwurf, wären also die antizipierten Folgen einzig entscheidungsrelevant, am Ende soll aber die Entscheidung unabhängig von den faktischen Folgen als richtig gelten dürfen. Niklas Luhmann behauptet, hier niste der »Parasit der Paradoxie« (Luhmann 1991, 67). Wenn man aber die Subjektivität einer Prognose anerkennt, ist es natürlich legitim, sich retrospektiv auf eine frühere Situationsdefinition zu berufen und festzustellen, eine Entscheidung sei unter den Bedingungen dieser Situationsdefinition richtig gewesen, selbst wenn sich andere Folgen einstellen als erwartet. Bei Entscheidungen unter Risiko kann es immer sein, dass der unwahrscheinlichere Fall eintritt, während man rationalerweise mit dem Eintritt des wahrscheinlicheren rechnen musste. Zugegeben: Es bleibt damit nicht mehr viel übrig von der Weberschen Idee der Verantwortungsethik. Denn eine derart subjektivierte Verantwortungsethik sagt nicht: »Wie immer du entschieden hast, es war gut, wenn die Entscheidungsfolgen gut waren«. Sie sagt: »Deine Entscheidung ist gut, wenn deine Prognose über die Entscheidungsfolgen klug war und wenn du der Entscheidungsfolge, die dem moralischen Ziel am ehesten entspricht, den Vorzug vor allen anderen möglichen Entscheidungsfolgen eingeräumt hast«. Im Urteil der subjektivierten Verantwortungsethik kann man demnach auf zweierlei Weise schuldig werden:

- Man verfolgt gar kein moralisches Ziel und bestimmt entsprechend den Wert einer möglichen Entscheidungsfolge auch nicht nach moralischen Gesichtspunkten, sondern nach ökonomischen, ästhetischen, hedonistischen usf., obwohl eine moralische Wertbestimmung auch möglich gewesen wäre.¹⁴

13 Walter Reese-Schäfer nennt als Fall einer solchen »verantwortungsethischen Paradoxie« die Milliardenkredite, die die DDR noch in der 1980er Jahren auf Vermittlung bundesdeutscher Politiker bekam. Die Westpolitiker rechtfertigten sich damals mit verantwortungsethischen Argumenten. »Geht es schief, hat zum Beispiel der Opportunismus und Geschäftssinn einiger Politiker jahrelang eine Diktatur stabilisiert und zur Marginalisierung der Opposition beigetragen, rechnet man die Folgen allerdings wieder aus der Kalkulation heraus und pflegt zu sagen, daß man nach damaliger Einschätzung so hätte handeln müssen« (Reese-Schäfer 1992, 120).

14 Dieser Zusatz ist wichtig, weil es ja auch Entscheidungen gibt, die sich gegen eine moralische Bewertung sperren, etwa die Entscheidung, heute eine Pizza Napolitana und keine Pizza Tirolese zu bestellen o.ä.

- Man prognostiziert willentlich falsch und gibt der Entscheidungsfolge, welcher man den höchsten moralischen Wert zuerkennt, aus Absicht bzw. absichtlicher Nachlässigkeit eine so geringe Wahrscheinlichkeitsziffer, dass es unvernünftig erschiene, diese moralischere Alternative zu wählen. Positiv bedeutet das freilich auch, die Entscheidung, deren Folge den höchsten moralischen Wert hat, muss nicht unter allen Umständen gewählt werden, sondern nur, wenn auch die Korrelation mit der *Eintrittserwartung* den größten Nutzen in Bezug auf das moralische Ziel verspricht.

Letzteres ist nicht der Fall, wenn man so urteilt, wie wir es weiter oben als gesinnungsethisch definiert haben, also unter Absehung von Wahrscheinlichkeitserwägungen. Hier besticht allein der Wert, den der Entscheider einer Entscheidungsfolge im Hinblick auf das moralische Ziel zuerkennt. Nach der Logik der *rc* ist dieses gesinnungsethische Vorgehen geradezu geboten, wenn keine Wahrscheinlichkeiten für die Entscheidungsfolgen angegeben werden können (Entscheidungen »unter Unsicherheit«), was in hochkomplexen Situationen vorkommen mag. Wird gesinnungsethisch entschieden, obwohl eine subjektive Wahrscheinlichkeitenbildung möglich wäre (bei sog. »Entscheidungen unter Risiko«), so bliebe dieses Vorgehen zumindest hinter den Möglichkeiten der *rc* zurück und kann aus Sicht der *rc* als unterkomplex gelten. Denn wo unter Risiko zu entscheiden ist, versorgt die *rc* die Verantwortungsethik mit allem, was für ein gutes Risiko-Management nötig ist.

2.2 Rational Choice und Sozialethik

Die Sozialethik will gesellschaftliche Makrostrukturen mit begründeten Normierungsvorschlägen menschengerechter gestalten, was immer das genau heißen mag.¹⁵ Dieses fundamentale Arbeitsprogramm sollte die Sozialethik veranlassen, sich mit »Broad's Unterscheidung« auseinanderzusetzen. C. Broad (1971, 141f.) weist im Zusammenhang mit Kants Postulatenlehre darauf hin, dass es zwei verschiedene Bedeutungen von »ought to/sollen« gebe. Die eine beinhalte eine tatsächliche, die andere nur eine logische Möglichkeit. Der Satz »Das sollst du tun (ought to do)« impliziert, dass der Adressat das Gesollte auch tun *kann*. Der Satz »Das soll sein (ought to be)« beinhaltet hingegen nur, dass das Gesollte logisch möglich, nicht aber, dass irgend jemand dazu fähig ist, es zu realisieren. Für eine normative Ethik sind ought-to-be-Aussagen daher uninteressant. »Niemand soll hungern« oder »Das Wirtschaftssystem

15 Die traditionelle neuscholastische Sozialethik setzt üblicherweise bei der »Individual- und Sozialnatur« des Menschen an, um ihr spezielles Interesse am menschengerechten bonum commune, am in Staat, Gesellschaft, Wirtschaft und Öffentlichkeit verwirklichten Gemeinwohl zu begründen (vgl. Schilling 1929, 1f). Die neuere subjektorientierte Sozialethik versucht ohne diesen Essentialismus auszukommen und fragt: »Wie müssen Strukturen beschaffen sein, damit sie das autonome Seinkönnen des Menschen als Subjekt, seinen personalen Freiheitsvollzug ermöglichen und fördern?« (Hausmanninger 1997, 64). Beide Ansätze sind aber soweit identisch, als es ihnen um emergente gesellschaftliche Makrostrukturen geht.

muss Maß nehmen an der Begünstigung der Schwächsten in einer Gesellschaft« oder »Deutschland muss familienfreundlicher werden« könnten tatsächlich Wortmeldungen eines Sozialethikers sein. Sie zielen auf gesellschaftliche Makrostrukturen und lassen sich mit Bezug auf die verschiedensten ethischen Prinzipien allemal auch ethisch begründen. Aber letztlich handelt es sich um ought-to-be-Aussagen, denen die »limitierende Funktion der kausalen Fähigkeiten des Handelnden« (Quante 2003, 31) fehlt. Mit anderen Worten: ought-to-be-Aussagen genügen nicht der Fundamentalanforderung an Sollenssätze, sich nur auf wirklich Verursachbares zu beziehen. So liebenswürdige Imperative wie »Heal the World« oder »Stoppt die neoliberale Globalisierung« widersprechen dem alten römischen Rechtsgrundsatz *Ultra posse nemo tenetur* und sind ethisch unsinnig, solange nicht klar ist, wer in welcher Form überhaupt Einfluss nehmen *kann* auf den Zustand der Welt. Um nicht in den normativen Leerlauf von ought-to-be-Aussagen zu geraten, muss die Sozialethik also stets das ethisch wünschenswerte Makrophänomen rückbinden an Handlungsmöglichkeiten konkreter Einzelner. Und genau dies kann mit Hilfe der rc-inspirierten »Esserschen Badewanne« geschehen.

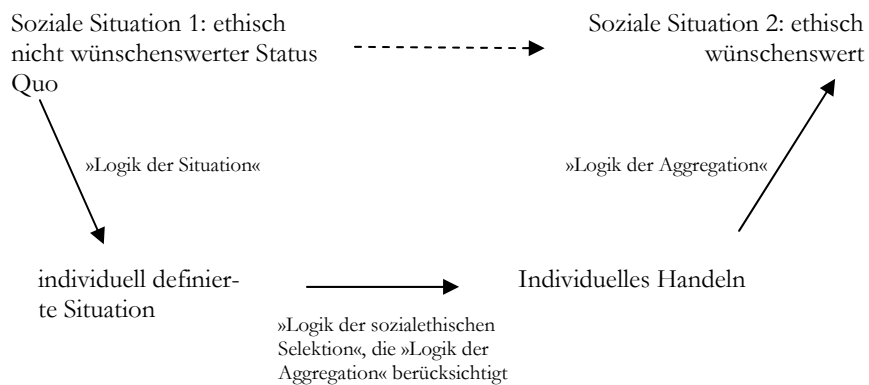


Abb. 3: Die sozialetische Argumentation

Individual- und Sozialethik unterscheiden sich insofern, als letztere die Logik der Aggregation in die moralische Logik der Selektion hineinkopiert, also die individuelle Entscheidung in Bezug auf ihre Aggregationspotenziale beurteilt. Sozialethisch zu fragen heißt demnach: Welche individuellen Entscheidungen lassen sich so aggregieren, dass sie zur ethisch wünschenswerten Situation 2 führen? An Parlamentswahlen als Wähler oder Kandidat teilzunehmen, ist eine aggregationsfähige Entscheidung, die »Logik der Aggregation« ist hier das Wahlverfahren. Kaufen oder einen Kauf zu verweigern ist aggregationsfähig, weil keine Kaufentscheidung unbemerkt bleibt. Über die Bestellung des Einzelhändlers beim Großhändler und dessen Nachfrage irgendwo auf dem Weltmarkt wird sie zum Mosaikstein der weltwirtschaftlichen Makrosituation. Aber auch ein moralisches Statement im Hinblick auf seine möglichst große Wahrnehmbarkeit hin zu machen, ist aggregationsfähig. Steht der Satz

»Stoppt die neoliberale Globalisierung« im Tagebuch eines Teenagers, so ist dies keine aggregationsfähige Aktion, spricht ihn der Teenager aber als grell verkleideter Demonstrant beim Weltwirtschaftsgipfel in die Mikrofone internationaler Journalisten, so ist dies aggregationsfähig, als Medienereignis hat das Statement eine Makrodimension. Schließlich sind auch einzelne Entscheidungen von Politikern und Wirtschaftsführern aggregationsfähig, weil der Politiker exekutive und/oder legislative Kompetenzen besitzt wie der Wirtschaftsführer Vollmachten innerhalb seiner Organisation, welche als solche bereits Aggregationsmechanismen sind. Wenn ein Sozialethiker irgendeinem Politiker oder Vorstandsmitglied seine Expertise zur Verfügung stellt, so hat es nur den Anschein, als wäre dies eine face-to-face-Angelegenheit auf der gesellschaftlichen Mikroebene, mittelbar wirkt die Beratung qua Entscheidung auf die Aggregation ein.

Die Sozialethik hat also zweierlei zu tun: Sie muss begründen, warum die Soziale Situation 2 gegenüber der Sozialen Situation 1 ethisch vorzugswürdig ist (dazu weiter unten gleich mehr) und sie muss Wege von Situation 1 zu Situation 2 aufzeigen, die ought-to-do-Aussagen einschließen, was im Kern die »Logik der Selektion« betrifft und im Klartext heißt: die Sozialethik darf sich nicht scheuen, u.a. Wahl- und Kaufempfehlungen zu geben, Agitationen und Kampagnen zu entwerfen und Beratungsleistungen anzubieten.

Zwei Fragen sind bis jetzt aber noch ungeklärt: Was macht eine Entscheidung moralisch bzw. was heißt es, das Entscheidungsziel Moralität zu verfolgen? Und was macht eine bestimmte soziale Situation ethisch wünschenswert? Prüfen wir, ob es rc-spezifische Antworten gibt.

3. Rational Choice und ethische Begründungsfragen

3.1 Moral als Umweltbedingung der ethisch wünschenswerten Situation

Nach der Minimalanthropologie der rc haben Menschen Ziele und sie haben die Fähigkeit, über die Mittel zur Erreichung ihrer Ziele zu entscheiden. Die rc-Theorie kann diese Universalie reflexiv begründen, sie ist dabei nicht auf Wesenaussagen von Biologie, Ethologie oder Psychologie angewiesen. Wenn nun ein Akteur X seine Ziele erreichen will, indem er den Akteur Y lediglich als Mittel zur Erreichung seiner eigenen Ziele sieht, so bedeutet das, er will den Entscheidungsraum von Y beschränken. Y soll eine bestimmte Entscheidung nicht frei und in Bezug auf seine eigenen Ziele treffen, sondern so, dass es für die Ziele von X zuträglich ist, - eine Ungleichheitssituation, die aller moralischer Intuition widerspricht und das Gegenteil einer ethisch wünschenswerten Situation darstellt. Allerdings kann man fragen, ob die rc nicht aus blanker Notwendigkeit auf diese Pointe zusteuert. Ist eine Theorie, die jede Erklärung beim nutzenmaximierenden Einzelnen beginnt, nicht unweigerlich egoistisch und im Prinzip unempfindlich gegen so etwas wie Moral? Freilich kann diese immer noch irgendwie ins Zielsystem eines Akteurs geraten, wenn man eine dünne

Theorie des Rationalen zugrunde legt, welche ja die inhaltliche Füllung des Zielsystems als theorieextern ausblendet.¹⁶ Damit wäre die rc-Theorie für die Ethik längst nicht wertlos, sie könnte als nützliche Implementierungsanleitung in der moralischen Praxis noch immer eine Rolle spielen. Aber sie bliebe der Ethik ihrerseits theorieextern.

Mit einer einfachen spieltheoretischen Erweiterung lässt sich allerdings das Universalisierungsprinzip, der Motor einer jeden formalen Ethik-Konzeption, ins rc-Design hineinkopieren: Nehmen wir den idealen Fall an, X und Y verfügen über die gleiche teleologische Logik, sie erwägen in gleicher Weise Mittel zum Streben nach ihren Zielen und kommen deshalb auch auf die gleiche naheliegende Idee, den Entscheidungsraum des jeweils anderen für die eigenen Ziele dienstbar machen und mithin einschränken zu wollen, so sind X und Y für einander erschwerte Umweltbedingungen, die sich in der Situationsdefinition beider Akteure als restringierter Entscheidungsraum niederschlagen müssen. Hat es X nun nicht nur mit Y, sondern mit $Y_1, Y_2, Y_3, \dots Y_n$ zu tun, dann sieht er sich beim Streben nach seinen Zielen einer wahren Verhinderungshalanx gegenüber und sein einziger Trost ist, dass es jedem Y auch so ergeht. Die wechselseitige Nicht-Anerkennung als Akteure, die jeweils ihre Situation im Hinblick auf ihre eigenen individuellen Ziele »entscheidend verbessern« wollen, depotenziert die Entscheidungsräume aller Akteure. Unter diesen Bedingungen haben die Akteure vier Möglichkeiten:

- Situation 1: Beibehaltung des Status Quo, der Manches vom Hobbesianischen *bellum omnium in omnes* hat: alle können sich auf ihre nutzenmaximierende Natur berufen und leben gerade deswegen in einem Zustand, der Nutzenmaximierung stark erschwert.
- Situation 2: Wenn jeder den anderen als Akteur mit eigener Entscheidungs-Ziel-Relation anerkennt, so ist der Entscheidungsraum eines jeden einzelnen restriktionsärmer als in Situation 1 und alle erzielen das relativ beste Ergebnis. Dies würde freilich bedeuten, dass jede einzelne Situationsdefinition eine moralisch-universale Restriktion der Art enthalten müsste: »Behandle die Anderen als Akteure, die ihren Entscheidungsraum so umfassend und restriktionsarm auf ihre eigenen Ziele beziehen dürfen wie du selbst als Akteur deinen Entscheidungsraum möglichst umfassend und restriktionsarm auf deine eigenen Ziele beziehen willst.« Die allgemeine Geltung dieses Imperativs kann in der Logik der »Esserschen Badewanne« als Makrophänomen »Situation 2 mit geltender Universalisierungsregel« modelliert werden, die durch moralische Einzelentscheidungen zustande kommt, sofern diese aggregationsfähig sind.
- Situation 3: Alle Akteure halten sich an den Imperativ von Situation 2, nur X nicht (»free rider«-Phänomen).

16 Dies ist in der Tat die häufigste Erscheinungsform der Moral in der rc: »Rational choice theorists tend to respond that norms are simply arbitrary preferences« (Scott, 2000, 133).

- Situation 4: Niemand hält sich an den Imperativ von Situation 2, außer X.

Situation 1 und 4 scheiden für X unter einem rationalen Nutzenkalkül aus. Situation 3 wäre eigentlich die vorteilhafteste für den Akteur. X kann aber nie sicher sein, dass nicht auch Y oder Y_1 , Y_2 , Y_3 oder alle zusammen sich wie er verhalten, so dass Situation 3 ständig vom Rückfall in Situation 1 bedroht ist. Situation 2 ist also insgesamt am vorteilhaftesten für alle. Und ist Situation 2 einmal etabliert, so verlangt sie vom einzelnen Akteur keinerlei Selbstlosigkeit, sondern – im Dienste seines eigenen Nutzenkalküls - nur eine schlichte Universalisierungsleistung nach dem Prinzip *alter = alter ego*: die Anderen sind Akteure, wie ich Akteur bin. Situation 2 müsste eigentlich, um ein Kantsches Bonmot zu bemühen, auch in einem »Volk von Teufeln« (ZEF, Werke VI, 223) funktionieren, sofern die Teufel nur Verstand haben.

Damit ist zunächst einmal klar, was Moralität als Entscheidungsziel ist: Achtung des Anderen als Akteur mit eigener Mittel-Ziel-Relation, keine Ver zweckung des anderen Akteurs für die eigenen Ziele. Und eine ethisch wünschenswerte soziale Situation ist jene, in welcher Moralität zum Vorteil aller situativ Beteiligten allgemeine Geltung besitzt.

Es bleibt aber das Problem, wie diese Situation herzustellen ist. Ähnlich wie im von Abb. 2 schematisierten Revolutions-Beispiel gibt es auch hier einen Schwellenwert, unter dem die Geltung des Imperativs nicht allen nützt, sondern erst einmal nur jenen schadet, die ihn befolgen. Dass sich die moralische Einzelentscheidung, andere Akteure zu achten, hochaggregieren lässt zur allgemeinen Geltung von Moralität, ist also zunächst gar nicht gesagt. Situation 2 herzustellen, setzt voraus, dass sich Akteure in Situation 4 begeben, in der das Nutzenniveau von Situation 1 sogar noch zu unterboten wird, bis der Schwellenwert erreicht ist. Aber warum sollten Akteure so etwas tun? Warum sollten sie so irrational sein, sich in die schlechteste aller denkbaren Situationen zu begeben? Es scheint so, als käme eine auf Situation 2 zielende rationale Lösung aus rationalen Gründen gar nicht erst auf den Weg.

3.2 Moralität als Ziel

Dieses »Hobbesian Problem of social order« (T. Parsons) ergibt sich allerdings nur dann, wenn die Akteure den größtmöglichen Nutzen in Bezug auf Güter haben wollen, um welche sie mit anderen Akteuren konkurrieren, und sie *deshalb* Situation 2 anstreben. Wenn ihr Ziel aber hieße: »Ich will den anderen als Akteur unbedingt achten« und sie aus diesem Grund eine Entscheidung wählen, deren Werterwartung insofern *suboptimal* ist, als sie darauf verzichtet, andere Akteure als Mittel zu eigenen Zwecken zu gebrauchen, die aber insofern auch *optimal* ist, als gerade dies ihr Ziel ist, dann läge die Sache anders: dann würden diese Akteure rational handeln, selbst wenn sie ihrerseits von anderen als in der unvorteilhaften Situation 4 betrachtet und behandelt würden. Die Figur klingt paradox: Mein unbedingttes Ziel ist es, meine Ziele nicht unbedingt (also um den Preis der »Vernutzung« anderer Akteure) anzustreben. Aber allein diese moralisch-selbstbezüglich-tugendsame Haltung gewährt einen sicheren Schutz gegen das »free rider«-Phänomen von Situation 3 und lässt Akteure Situation

4 ertragen, welche erst die gedeihliche Situation 2 ermöglicht. Und damit verliert ein Einwand, der gerne gegen rc-inspirierte Ethiken vorgebracht wird, Manches von seiner Plausibilität. Diesen subjektivistisch-rationalen Ethiken wird häufig unterstellt, sie fänden keinerlei Verhältnis zum Altruismus, zur erklärten Preisgabe eigener Interessen zu Gunsten der Interessen anderer (vgl. Quante 2003, 70f.).¹⁷ Wir behaupteten hier hingegen, ohne altruistischen Anfangsimpuls kommt eine nutzenmaximierende soziale Kooperation gar nicht zustande. Das soll allerdings nicht heißen, dass es nicht auch beim Altruismus um die Durchsetzung eines subjektiven Interesses geht, es ist nur eben ein *altruistisches* subjektives Interesse.

Woher aber kommt dieses Interesse? Warum verfolgen manche das Ziel »Ich will den anderen als Akteur unbedingt achten«? Muss ich dieses Phänomen einfach konstatieren oder gibt es plausible Hintergründe für diese Haltung?

3.3 Moralität als gesolltes Ziel

Was die Basis der moralischen Haltung angeht, so wäre zu unterscheiden zwischen der Frage, warum man moralisch sein *sollte* und warum man moralisch sein *will*. Die erste ist die eigentliche Begründungsfrage, die zweite die Frage nach der Motivation. Begründen ließe sich das »Ich will den anderen als Akteur unbedingt achten« ganz analog zur Selbstzwecklichkeitsformel des Kategorischen Imperativs (vgl. GMS, Werke IV, 59ff.). Kant unterscheidet subjektive Triebfedern des Tuns von objektiven Bewegungsgründen. Letztere sind vernünftig und gelten mithin für alle Vernunftwesen. Während diese Bewegungsgründe aber nur wegen ihrer Vernünftigkeit objektive Gültigkeit erlangen, muss die *Vernünftigkeit* selbst, das Prinzip zur Erzeugung von objektiven Bewegungsgründen, *aus sich heraus* objektive Gültigkeit haben und ist damit kategorischer Zweck an sich selbst.

Entsprechend lässt sich fordern, dass diejenige Größe, die erst Ziel-Mittel-Relationen ermöglicht – also der Akteur – selbst niemals nur Mittel sein darf, sondern »objektiver Zweck, der, wir mögen Zwecke haben, welche wir wollen, als Gesetz die oberste einschränkende Bedingung aller subjektiven Zwecke ausmachen soll« (GMS, Werke IV, 63). Die Fähigkeit, Zweck-Mittel-Verhältnisse zu bilden, kann selbst nicht wieder innerhalb irgend eines Zweck-Mittel-Verhältnisses zur Disposition gestellt werden. Sie – und mithin der Akteur – ist Zweck an sich und Basis aller Zweck-Mittel-Verhältnisse. Warum ich den anderen Akteur achten *soll*, selbst wenn dies riskant für mich ist, ist damit klar. Warum ich ihn unter Risiko-Bedingungen auch achten *will*, noch nicht. Wie steht es um die Motivation der Achtung anderer?

17 M. Quante führt zwar einen weiten Interessensbegriff ein (»mentale Zustände..., in denen ein Subjekt etwas will, wünscht, beabsichtigt, bewertet, wertschätzt vorzieht etc.«, 2003, 56), um dann allerdings doch zu behaupten, beim rationalen Subjektivismus *à la* rc gehe es stets um die Realisierung von »aufgeklärten Eigeninteressen«, die unter allen Menschen als langfristig koinzidierend zu denken sind« (ebd.). Diese Beschränkung auf Eigeninteressen ist für die rc aber keineswegs zwingend.

3.4 Christen als »Virtuosen des ersten Schrittes«

Motivierend könnte natürlich die Erwartung sein, dass durch meine Achtung des Anderen als Akteur langfristig *auch der für mich nützlichste Zustand* von Situation 2 eintreten kann. Was mich von dieser motivierenden Erwartung zunächst einmal gleichsam abschneidet, ist das »Tal von Situation 4«, das zu durchschreiten ich bereit sein muss. Ohne den ersten Schritt, ohne dass einer mit der Achtung Anderer beginnt, wird es für niemanden, auch nicht für mich, die Nutzensituation 2 geben. Nur mit dem Zwischenschritt der gewählten Asymmetrie von Situation 4 kann eine Situation *symmetrischer Nutzenblockade* (Situation 1) transformiert werden in eine Situation *symmetrischer Nutzermöglichkeit* (Situation 2). Und nur der zur Asymmetrie Bereite ist auch fähig, aus der Erwartung einer nutzenvollen Situation 2 wirklich Motivationskapital zu schlagen. Ohne Risikobereitschaft ist die subjektive Erwartung, über Situation 4 wirklich Situation 2 zu erreichen, nämlich schlicht zu gering. Wer ängstlich jede Vorleistung scheut, glaubt letztlich, weder selbst etwas zur Herstellung des guten, erstrebenswerten Zustands von Situation 2 beitragen zu dürfen, noch glaubt er, andere wären dazu bereit. Situation 2 ist für ihn eine Illusion. Entsprechend kann sie ihm auch kein lohnendes Ziel sein, das eine einseitige »Achtungsinvestition« rechtfertigt. Der ängstliche Symmetriefixierte wird zur Achtung des Anderen jedenfalls nicht *motiviert*. - Ihm bleibt natürlich, sie aufbringen zu *sollen*.

Christen indes tun sich leichter mit Asymmetrien, denn christlicher Glaube ist seiner Selbstdefinition nach nichts weniger als ein Asymmetrie-Eingeständnis, das »Sich-gründen der Existenz außerhalb ihrer selbst« (Rich 1991, 174). Der Christ versteht sich als einer, auf den Gott ganz ohne Vorleistung zukam, um ihn zu beschenken. Beschenktwerden ist die spezifisch christliche Grunderfahrung einer positiven Asymmetrie. Im Kolosserbrief heißt es: »Ihr seid von Gott geliebt, seid seine auserwählten Heiligen. Darum bekleidet euch mit aufrichtigem Erbarmen, mit Güte, Demut, Milde, Geduld« (Kol 3,12). Die Christen sollen Erbarmen, Güte, Demut, Milde und Geduld also nicht deshalb üben, damit sie Erbarmen, Güte, Demut, Milde und Geduld im Gegenzug erfahren, sondern *weil Gott sie liebt*. Ähnlich mahnt auch der Erste Brief des Johannes: »Liebe Brüder, wenn Gott uns so geliebt hat, müssen auch wir einander lieben« (1 Joh 4,11). Welche Schritte auch immer wir auf einander zugehen, für den Christen war es Gott selbst, der auf uns zu den ersten Schritt gemacht hat.

Für das soziale Leben des Christen kann diese Asymmetrienerfahrung im Glauben heuristische Bedeutung haben. Der Christ beginnt seine Sozialkontakte im Vertrauen, dass Anfangsasymmetrien gut sein *können*, weil er sich als Christ einer Anfangsasymmetrie verdankt: der ungeschuldeten Gnade Gottes. Dies macht es wahrscheinlicher, dass der Christ mehr als Andere zu sozialen Anfangsasymmetrien bereit ist, sprich: dass er als erster, also auch vorleistungsfrei, das Risiko der Achtung des Anderen eingeht. Und diese Risikobereitschaft ist es erst, die ihm in Situation 1 eine motivierende Erwartungsperspektive auf Situation 2 gibt und die verhindert, dass er sich von Situation 4 abschrecken lässt. Christen sind also Virtuosen des ersten Schritts zu einer wechselseitigen Achtung aller Akteure, die sich für alle als nutzenbringend erweisen

wird. Weil der christliche Glaube die Zuversicht am Leben erhält, dass nach der Anfangsasymmetrie einseitiger Achtung wirklich ein Zustand wechselseitiger Achtung erreichbar ist, kann er die Bedingung der Möglichkeit sein, auch unter schwierigen Umständen den Anderen achten zu *wollen*.

Diese Skizze des Übergangs von Situation 1 zu Situation 2 ist natürlich eine idealisierte Modellannahme, die nur helfen soll, Moralität zu begründen, sie ist keine realistische Beschreibung eines historisch einmaligen Transformationsprozesses des Krieges aller gegen alle in eine befriedete Gesellschaft. Realiter ist die »Vorfinanzierung« *wechselseitiger* Achtung durch die *einseitige* Achtung des Anderen dauernd nötig, wo immer Verhandlungs-, Tausch- und Konkurrenzsituationen aufs Neue entstehen oder nachjustiert werden.

3.5. Ein Arbeitsvorschlag für die christliche Sozialethik

Nachdem, was bisher hier gesagt wurde, muss christliche Sozialethik *als Sozialethik* gesellschaftliche Makrosituationen daraufhin prüfen, ob in ihnen der Imperativ wechselseitiger Achtung aller Akteure Geltung besitzt. Wo dies nicht der Fall ist, muss sie einzelnen Akteuren Entscheidungen vorschlagen, die aggregationsfähig sind zu Makrosituationen, in denen wechselseitige Achtung gilt. Als *christliche* Sozialethik ist es ihr Auftrag, Christen an ihr Befreitsein zu wagemutigen Asymmetrien zu erinnern und zu Entscheidungen zu motivieren, die mit der Achtung des Anderen einseitig und vorleistungsfrei beginnen, weil nur so für alle gedeihliche symmetrische Achtungsverhältnisse eine Chance haben.

4. Fazit

Die rc-Theorie ist eine sparsame Handlungs- und Sozialtheorie von beachtlichem Einschlusspotenzial. Ein »thin rational account« setzt nichts weiter voraus als die Annahme, individuelles Handeln habe eine teleologische Grundstruktur. Wir sahen, dass einzelne Entscheidungssituationen mit Hilfe der rc-Theorie auf eine Weise modelliert werden können, die die Entscheidung übersichtlicher macht und mithin erleichtert (1.1). Darüber hinaus ist sie im Stande, gesellschaftliche Makrostrukturen vom Individualverhalten her zu erklären und wiederum als Umweltbedingung für weitere individuelle Entscheidungsprozesse zu beschreiben (1.3).

Ihre Attraktivität für die Ethik, die hier nur schlaglichtartig beleuchtet wurde, liegt u.a. darin, dass sie einige Aporien der »Verantwortungsethik« entschärfen könnte (2.1) und die Sozialethik vor dem Fauxpas reiner ought-to-be-Aussagen bewahrt (2.2). Die rc-Theorie ist offen für universalistische ethische Begründungsfiguren (3.2/3.3) und erlaubt, die Bedeutung des christlichen Glaubens für die Erzeugung ethisch wünschenswerter Makrostrukturen zu erfassen (3.4).

Das sieht nach keiner schlechten Verwertungsquote aus. Es könnte sich für die christliche Sozialethik also lohnen, die Rational Choice Theory im Auge zu behalten.

Literatur

- Bamberg, Günter/Coenenberg, Adolf G. (2002): Betriebswirtschaftliche Entscheidungslehre. München (WiSO Kurzlehrbücher, Reihe Betriebswirtschaft) (11. Aufl.).
- Böckle, Franz (1977): Fundamentalmoral. München.
- Birnbacher, Dieter (1988): Verantwortung für zukünftige Generationen. Stuttgart (Universal-Bibliothek Nr. 8447[4]).
- Coleman, James S. (1991): Grundlagen der Sozialtheorie. Bd.1: Handlungen und Handlungssysteme. München (Scientia nova).
- Durkheim, Émile (1988): Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt/M. (2. Aufl.).
- Elster, Jon (1986, Hg.): Rational Choice. Oxford (Readings in Social and Political Theory).
- Esser, Hartmut (1993): Soziologie. Allgemeine Grundlagen. Frankfurt/M. u.a.
- Esser, Hartmut (1999, 2000, 2000a, 2000b, 2000c, 2001): Soziologie. Spezielle Grundlagen. Bd. 1: Situationslogik und Handeln, Bd. 2: Die Konstruktion der Gesellschaft, Bd. 3: Soziales Handeln, Bd. 4: Opportunitäten und Restriktionen, Bd. 5: Institutionen, Bd. 6: Sinn und Kultur. Frankfurt/M. u.a.
- Frankena, William K. (1972): Analytische Ethik. Eine Einführung. Hg u. üs. v. Norbert Hoerster. München.
- Green, Donald P./Shapiro, Ian (1999): Rational Choice. Eine Kritik am Beispiel von Anwendungen in der politischen Wissenschaft. München (Scientia Nova).
- Herms, Eilert (1982): Art. Entscheidung. In: TRE, Bd. 9, 690-705.
- Hill, Paul B. (2002): Rational-Choice-Theorie. Bielefeld (Einsichten).
- Hausmanning, Thomas (1997): Sozialethik als Strukturethik. In: Höhn, Hans-Joachim (Hg.): Christliche Sozialethik interdisziplinär. Paderborn, 59-88.
- Luhmann, Niklas (1991): Soziologie des Risikos. Berlin.
- Luhmann, Niklas (2003): Einführung in die Systemtheorie. Hg. von Drik Baecker. Darmstadt.
- Opp, Karl Dieter (1983): Die Entstehung sozialer Normen. Ein Integrationsversuch soziologischer, sozialpsychologischer und ökonomischer Erklärungen. Tübingen (Die Einheit der Geisteswissenschaften ; 33).
- Opp, Karl-Dieter (1991): DDR 89. Zu den Ursachen einer spontanen Revolution. In: In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 43. Jg. (1991), Heft 2, 302-321.
- Porsch, Bernhard/Abraham, Martin (1991): Die Revolution in der DDR. Eine strukturell-individualistische Erklärungsskizze. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 43. Jg. (1991), Heft 2, 291-301.
- Quante, Michael (2003): Einführung in die Allgemeine Ethik. Darmstadt (Einführungen Philosophie).
- Reese-Schäfer, Walter (1992): Luhmann zur Einführung. Hamburg (Zur Einführung ; 82).
- Rich, Arthur (1991): Wirtschaftsethik. Bd. 1: Grundlagen in theologischer Perspektive. Gütersloh (4. Aufl.).
- Schilling, Otto (1929): Katholische Sozialethik. München.
- Schimank, Uwe (1996): Theorien gesellschaftlicher Differenzierung. Opladen (UTB).
- Scott, John (2000): Rational Choice Theory. In: Browning, Gary u.a. (Hg.): Understanding Contemporary Society. Theories of the Present. London, 126- 138.
- Spaemann, Robert (1991): Christliche Verantwortungsethik. In: Gründel, Johannes (Hg.): Leben aus christlicher Verantwortung. Ein Grundkurs der Moral. Bd 1: Grundlegungen. Düsseldorf (Schriften der Katholischen Akademie in Bayern), 113-134.
- Wallacher, Johannes (2003): Abschied vom Homo Oeconomicus? Über die Rationalität unseres wirtschaftlichen Handelns. In: StZ (Nov. 2003), 762-772.
- Weber, Max (1992): Politik als Beruf. Stuttgart 1992 (Universal-Bibliothek ; 8833).
- Weber, Max (1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Tübingen 1972 (5. Aufl.).